21. Nach Peter, Geſchichte Roms III, 2, 234 ff.

Das eigentliche Feld für die volle Entfaltung ſeiner Perſönlichkeit fand Tacitus erst nach dem Tode Domitians, als, wie er ſelbſt am Eingange ſeines Agricola es ausſpricht, unter Nerva die Welt wieder aufatmete und durch Trajan die beſſeren Zuſtände eine weitere Befeſtigung erhielten. Jetzt nämlich wandte er ſich zur Geſchichtſchreibung, für die er ſich einen neuen, ihm eigentümlichen, wenn auch ſelbſtverſtändlich durch die Zeit bedingten Stil ſchuf. Gewiſſermaßen als Probe ſchrieb er zunächſt die Biographie ſeines Schwiegervaters Agricola, in der er neben der Verherrlichung des von ihm hochverehrten Verwandten zugleich den Zweck verfolgte in ihm das Muſterbild eines Mannes aufzuſtellen, der es ſich durch Verzichtleiſtung auf jeden eigenen Ruhm unter dem ſchlechteſten Kaiſer möglich gemacht habe dem Staate große Dienſte zu leiſten. Dieſe Schrift iſt wahrſcheinlich im Anfange der Regierung Trajans, alſo im Jahre 98, verfaßt. In demſelben Jahre ſchrieb Tacitus ſeine ſogenannte Germania, ein für uns Deutſche wahrhaft goldnes kleines Buch, in welchem er von dem Lande, den Sitten und den Völkerſchaften Deutſchlands handelt. Zweifelsohne fühlte er ſich zu dieſem Gegenſtande durch die Wahrnehmung des großen Gegenſatzes zwiſchen der Sittenreinheit des deutſchen Volkes und der Verderbtheit der römiſchen Welt hingezogen, obwohl es nicht etwa, wie manche angenommen haben, ſein Zweck geweſen iſt die Deutſchen den Römern als Muſter vorzuhalten. Die äußere Veranlaſſung zur Herausgabe des intereſſanten Büchleins aber mag in dem Umſtande zu ſuchen ſein, daß vor und nach dem Tode Nervas bis zum Herbſte 99 Trajan in Germanien thätig war, um die unter Domitian begonnene Grenzlinie durchzuführen, und daß ſomit damals die Aufmerkſamkeit der Römer beſonders auf Land und Volk der Germanen gerichtet war.

22. Tac. Germ. 2—3.

Um zu erhärten, daß die Germanen von jeher in ihrem Land geſeſſen und ſich durchaus nicht mit fremden Zuzüglern vermiſcht hätten, bringt Tacitus im zweiten Kapitel ſeiner ſogenannten Germania folgende Gründe vor: Erſtens ſeien die Einwanderungen in den älteſten Zeiten zur See erfolgt; ſodann werde das Nordmeer auch jetzt noch ſelten von Süden aus aufgeſucht, geſchweige denn, daß dies in ſo alter Zeit vorgekommen ſei; endlich könne die Beſchaffenheit Germaniens niemand anlocken. Dieſe Gründe ſind aber wohl alle mehr ſcharfſinnig als wahr. Oder ſchenkt etwa einer von euch ſeiner Behauptung Glauben, daß vor Zeiten die Auswanderer nicht zu Lande, ſondern zur See angefahren gekommen ſeien? Gilt es nicht im Gegenteil heutzutage allgemein für ausgemacht, daß die Einfälle oder Überſiedlungen der Völkerſchaften ohne Unterſchied zu Waſſer und zu Lande erfolgten, je nach der verſchiedenen Natur der Gegenden und der Völker? Iſt es ferner nicht feſtſtehende Thatſache, daß die Germanen zu den ſogenannten indogermaniſchen Völkerſchaften gehören, die nach der Anſicht der Mehrzahl der Gelehrten in verſchiedenen Zeitabſchnitten aus den weſtlichen Teilen Aſiens zu Lande nach Europa wanderten und viele Länder diesſeits wie jenſeits der Donau beſetzten, darunter auch die, welche ſpäter den Namen Germanien erhielten? Das freilich iſt unſerem Schriftſteller zuzugeben, daß das Nordmeer nur ſelten von Schiffen aus dem mittelländiſchen Meere befahren wurde. Auch hatten fürwahr weder die Bewohner von Italien und Griechenland noch die von Aſien und Afrika irgendwelchen Grund ihre eigenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ebenſo reizenden als fruchtbaren Länder zu verlaſſen, um Germanien aufzuſuchen; zeichnete ſich dies ja weder durch Anmut der Gegenden noch durch Geſundheit des Klimas oder beſondere Fruchtbarkeit des Bodens aus. Im übrigen iſt nicht zu bezweifeln, daß die Germanen ſelbſt ſich ſchmeichelten Autochthonen zu ſein. Dies geht unter anderem daraus hervor, daß ſie in altüberlieferten Geſängen den erdgeborenen Gott Tuiſto und ſeinen Sohn Mannus als die Ahnherren des Volksſtammes prieſen.

23. Germ. 2—3.

(Nach Kluge, Geſchichte der deutſchen National-Litteratur.)

Die erſten Spuren deutſcher Dichtung. Was wir mit Sicherheit von der älteſten Dichtung der Deutſchen wiſſen, beſchränkt ſich allein auf das, was uns der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus um das Jahr 100 n. Chr. in ſeiner ſogenannten Germania darüber berichtet. Unter den Nachrichten, die uns derſelbe von den Verhältniſſen des Landes und den Zuſtänden des Volkes bietet, findet ſich auch die Angabe, daß die Germanen Lieder gehabt haben, welche ſie teils vor der Schlacht, teils beim fröhlichen Mahle anſtimmten. In dieſen Geſängen, die Tacitus als alte, ſowie als die einzigen Urkunden und Geſchichtsdenkmäler bezeichnet, welche die Germanen beſäßen, feierten ſie Götter und Helden, insbeſondere die Stammväter ihres Geſchlechts, den erdgeborenen Gott Tuiſto und deſſen Sohn Mannus. In gleicher Weiſe ſollen ſie auch den Donar, den die Römer mit Herkules identificierten, beim Auszuge zur Schlacht als den vornehmſten aller Helden beſungen haben. Derſelbe Schriftſteller bezeugt im 89. Kapitel des 2. Buches ſeiner Annalen, daß ſie auch den Arminius, den Befreier vom Römerjoch, in Liedern feierten. Zugleich gedenkt Tacitus einer eigentümlichen Sitte der Deutſchen, wenn ſie ſingend in die Schlacht zogen. Damit nämlich der Klang der Kampfgeſänge ein recht voller werde und durch den Wiederhall anſchwelle, hielten ſie die Schilde vor den Mund. Ihre Abſicht war, dadurch die Feinde zu ſchrecken, und je kräftiger die Töne klangen, um ſo ſicherer erwarteten ſie den Sieg. Dieſe Art zu ſingen nannten ſie barditus, eine Bezeichnung, die wohl auf das altnordiſche bardhi Schild zurückzuführen iſt. Dieſes Wort barditus gab im vorigen Jahrhundert zu der irrtümlichen Meinung Veranlaſſung, als hätten die alten Deutſchen einen beſonderen Sängerſtand, nämlich den der Barden, gehabt. Dieſe Anſicht war namentlich allgemein verbreitet zur Zeit Klopſtocks, der ſelbſt Nachahmungen jener angeblichen alten Bardenſänge dichtete, worin ihm dann Männer wie Denis und Kretſchmann folgten. Indeſſen einen beſonderen Stand von Sängern, die im Beſitze jener Lieder geweſen und als Harfner dem Heere vorausgezogen wären, um dieſes durch ihre Geſänge anzufeuern, hat es bei den Deutſchen in der älteſten Zeit nicht gegeben, vielmehr waren dieſe Lieder Eigentum und Gemeingut des ganzen Volkes.

24. Germ. 5—6.

Germanien war bei einigem Unterſchiede im äußeren Ausſehen im allgemeinen unwirtlich und düſter, da es an finſteren Wäldern und wüſten Sümpfen reich war. Dennoch haben wir keinen Grund uns darüber zu wundern, daß die Germanen, die Tacitus für Autochthonen hält, es in hohem Maße liebten. Oder ſollte etwa einer von uns glauben, daß es für wahrhafte Männer etwas Süßeres gebe als das Vaterland? Zwar trieben die Germanen Ackerbau, und unzweifelhaft war der Boden zum Teil ziemlich fruchtbar, jedoch war das Vieh faſt ihr einziger Reichtum. Bei aller Unanſehnlichkeit desſelben liebten ſie es mehr als Gold und Silber, Metalle, nach denen ſie den Boden noch nicht durchwühlten. So waren ſie denn frei von den Übeln, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Habſucht entſtammen; denn wer ſollte bezweifeln, daß Ovid die Edelmatelle mit Recht die Anreizungsmittel zum Böſen genannt hat? Wie ſehr dagegen das römiſche Staatsweſen an dieſen Übeln krankte, weiß jeder Leſer des Horaz gar wohl. Was Wunder alſo, daß Tacitus ſagt, er frage ſich zweifelnd, ob die Götter in ihrer Güte oder in ihrem Zorn den Germanen Gold und Silber verſagt hätten? Wenn er freilich hinzufügt, die ihren Fürſten des öfteren von den Römern zum Geſchenk gemachten ſilbernen Gefäße würden von dieſen nicht höher bewertet als die thönernen, ſo iſt er mit dieſer Behauptung wohl etwas zu weit gegangen. Berichtet uns doch ſchon Cäſar, daß die Germanen vielfach die Hörner der von ihnen getöteten Auerochſen des Schmuckes halber am Rande mit Silber einfaſſen ließen und ſie dergeſtalt bei feſtlichen Mahlen als Trinkbecher benutzten. Dazu kommt, daß die an den Ufern des Rheins und der Donau ſeßhaften Stämme infolge des Handelsverkehrs die römiſchen Münzen ſehr wohl kannten; bemerkt doch unſer Schriftſteller ſelbſt, ſie bevorzugten die Denare aus der republikaniſchen Zeit mit gezacktem Rande und eingeprägtem Zweigeſpann vor den übrigen; es war ihnen alſo nicht unbekannt, daß unter den Kaiſern ſeit Nero eine Verſchlechterung der Silberdenare an Gewicht und Gehalt eingetreten war.

25. Germ. 7.

So oft die Germanen in den Krieg zogen, wählten ſie einen Herzog, um ihm die Oberleitung anzuvertrauen. Im übrigen beſaß dieſer ſowenig eine vollſtändig unumſchränkte amtliche Befugnis, daß er vielmehr nur durch das Beiſpiel der Mannhaftigkeit, das er auf dem Schlachtfelde gab, die Führung ausübte. Wenn uns nun überliefert wird, die Prieſter hätten im Kriege die Befugnis gehabt einen Krieger zu ſtäupen oder zu feſſeln, ſo thaten ſie dies wohl gewiſſermaßen auf des Gottes Befehl, der nach ihrem Glauben inmitten der Kämpfenden weilte. Dieſen, der bei den Germanen Tiu hieß, identificierten die Römer mit ihrem Mars. Abgeſehen davon, daß die Kriegführung dieſes Volksſtammes eigentliches Lebenselement war, wurden die Germanen zu tapferem Kampfe auch dadurch angeregt, daß in ihrer keilförmig zuſammengeſetzten Schlachtordnung die Familien und Sippen nebeneinander ſtanden. Wer erinnerte ſich hier nicht der Mahnung des Neſtor an Agamemnon im zweiten Buche der Ilias: „Sondere rings die Männer nach Stamm und Geſchlecht, Agamemnon, daß ein Geſchlecht dem Geſchlechte beiſteh' und Stämme den Stämmen?“ Dazu kam als weiterer Antrieb zur Tapferkeit der Umſtand, daß die Frauen und Kinder ſich in unmittelbarer Nähe der Kämpfenden befanden. Denn zum Kriege brach das ganze Volk auf; neben dem Gepäck führte man Weiber und Kinder auf Wagen mit; letztere benutzte man zur Verſchanzung des Lagers, und ſie wurden, wenn die Männer in die Schlacht ausrückten, von den Frauen beſetzt und gegebenen Falles verteidigt. Wie mußten ſich doch die Germanen innerlich erregt fühlen, wenn ſie das Geſchrei der Weiber, das Wimmern der Kinder aus nächſter Nähe vernahmen! Waren dies doch die denkbar unbeſtechlichſten Zeugen und gewichtigſten Lobredner. Auch war es Sache der Frauen die Gefangenen zu feſſeln und zu bewachen und den Kämpfenden Speiſen zuzutragen. Ingleichen zogen ſich die Verwundeten zu ihnen zurück, um ihre Wunden von ihnen unterſuchen, mit heilſamen Kräutern belegen und verbinden zu laſſen.

26. Germ. 7, 8, 13.

Aus dem Berichte des Tacitus in ſeiner ſogenannten Germania ergiebt ſich, daß die Germanen insgeſamt der Anſicht huldigten, Jagd und Krieg ſeien vor allem die eines wahrhaften Mannes würdigen Beſchäftigungen. Ihre Hochſchätzung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Waffenhandwerks kann man ſchon daraus erſehen, daß die Männer, nachdem ſie auf dem Landesthing ſeitens des Vaters oder eines Sippegenoſſen wehrhaft gemacht worden waren, in Krieg und Frieden bei allem ihrem Thun in Waffen waren. Ja, Tacitus meint ſogar, durch die Geſchenke, welche die germaniſche Gattin bei der Schließung des Ehebündniſſes dem Manne darbiete, werde darauf hingewieſen, daß die Frau in das Haus komme als Genoſſin in Arbeit und Gefahr, um im Frieden wie in der Schlacht das Gleiche zu tragen und das Gleiche zu wagen. Wie immer es ſich hiermit verhalten mag, ſoviel ſteht feſt, daß die Germanen zu tapferem Verhalten unter anderem auch dadurch angeregt wurden, daß ihre Mütter und Gattinnen dem Kampfe aus der Nähe zuſchauten. Wie wir nun bei Cäſar leſen, die Frauen der Germanen hätten dieſe beim Auszuge zum Kampfe mit ausgebreiteten Armen unter ſtrömenden Thränen angefleht, ſie nicht den Römern in die Knechtſchaft zu überliefern, ſo meldet anderſeits die Geſchichte, daß des öfteren ſchon wankende Schlachtreihen von den Frauen wieder zum Stehen gebracht wurden, indem dieſe ſich ſelbſt den Feinden entgegenwarfen und ſo die Männer darauf hinwieſen, daß der Tod der Gefangenſchaft vorzuziehen ſei. Welchen nachhaltigen Eindruck muß nicht ein derartiges Vorgehen auf die Germanen gemacht haben, da wir ja bei unſerem Geſchichtſchreiber leſen, daß ſie in den Frauen etwas Heiliges, Seherartiges erblickten und darum ihre Ratſchläge achteten und ihren Ausſprüchen gehorchten! Daher glaubten die Römer auch, daß die germaniſchen Staaten ihren Verpflichtungen gewiſſenhafter nachkämen, wenn man bei der Geiſelſtellung auch vornehme Jungfrauen von ihnen fordere.

27. Germ. 11—12.

Von den politiſchen Einrichtungen bei den Germanen war die wichtigſte der Allthing, an dem teilzunehmen alle Freigeborenen, ſoweit ſie nicht als Beſcholtene davon ausgeſchloſſen waren, die Berechtigung hatten. Nun meinten die Germanen, das Beginnen einer Thätigkeit bei Neumond oder Vollmond biete die beſte Vorbedeutung, wie denn z. B. nach Cäſars Bericht die weiſen Frauen im Heere des Arioviſt verkündet hatten, daß die Germanen nicht vor dem Neumond den Sieg über die Römer davontragen würden. So iſt es denn natürlich, daß auch die Allthinge zu dieſen Zeiten, und zwar abgeſehen von unvermuteten Ereigniſſen in beſtimmten Friſten zwei- oder dreimal im Jahre, abgehalten wurden. Tacitus hätte hinzufügen können, daß ſie auch an beſtimmten Orten ſtattfanden, in heiligen Hainen, auch unter einzelnen Bäumen, namentlich Linden und Eichen, oft auch auf Hügeln. Daß des öfteren zwei oder drei Tage verſtrichen, ehe alle ſich eingefunden hatten, erklärt ſich aus dem freiheitlichen Sinne der Germanen ſowie aus dem Mangel einer feſten Regierungsgewalt. Auch das war für dieſen Volksſtamm, dem das Waffenhandwerk über alles ging, charakteriſtiſch, daß alle ſich bewaffnet einfanden und auch zur Beratung niederließen. Dieſe wurde in der Art eröffnet, daß die Prieſter Schweigen geboten. Fragen wir, weshalb dies gerade ihr Amt war, ſo ergiebt ſich leicht, daß die Germanen glaubten, Gott ſei ebenſogut, wenn ſie berieten, als wenn ſie kämpften, gegenwärtig. Wenn nun Tacitus berichtet, die Prieſter hätten auch die Befugnis gehabt die Störer des Thingfriedens zu beſtrafen, ſo thaten ſie dies wohl gewiſſermaßen auf Befehl des Gottes. Im übrigen ſtand es, ſoweit wir wenigſtens aus dem Berichte unſeres Gewährsmannes erſehen können, nicht jedem in der Verſammlung Anweſenden zu ſeine Meinung darzulegen, ſondern nur dem Könige oder den Fürſten. Der Eindruck, den ihre Reden auf die Menge machten, war bedingt durch ihr Alter, ihren Adel, ihren Kriegsruhm und ihre natürliche Beredſamkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

28. Germ. 13—14.

Da die Germanen ebenſooſt Offenſiv- als Defenſivkriege führten, ſo iſt es nicht wunderbar, daß die kriegeriſchen Beſchäftigungen in dem Maße ihr eigentliches Lebenselement bildeten, daß man mit Fug behaupten kann, ſie ſeien ein Volk in Waffen geweſen. Die Wahrheit dieſer Behauptung läßt ſich unter anderem durch die Thatſache beweiſen, daß bei ihnen des öfteren kampfbegierige Jünglinge und Männer ſich zu einem durch Geburts- oder Verdienſtadel hervorragenden Manne zu geſellen pflegten, um im Frieden ſeinen Ehrenſchmuck, im Kriege ſeine Wehr zu bilden. Dies war das einzige Zeichen von Beliebtheit und Einfluß, welches die Adligen kannten, und je höher jemand durch Geſchlecht und Reichtum ſtand, deſto mehr Gefolgsmannen hatte er um ſich. Was Wunder, daß die Gefolgsherren infolge der hervorragenden Zahl und Tüchtigkeit ihres Gefolges durch Geſandtſchaften umworben und mit Geſchenken geehrt wurden? Ja, die Geſchichte meldet ſogar, daß recht häufig Völkerſchaften vom Kriege abſtanden, wenn ſie hörten, ein angeſehener Gefolgsherr mit ſtarkem Gefolge werde ihren Gegnern Hilfe bringen. War man in die Schlacht gekommen, ſo war es Sache des Führers immer an der Spitze zu fechten. Jeder aufmerkſame Leſer des Nibelungenliedes wird ſich hier der Stelle erinnern, wo der grimme Hagen dem mächtigen Hunnenkönige Etzel zuruft: „Es zaeme vil wol volkes trôst, das die herren vaehten zaller vorderôst, alsô der minen herren hie ieslicher tuot.“ Anderſeits hielten es die Gefolgsmannen unter ihrer Würde dem Führer an Tapferkeit nachzuſtehen oder für ihn, wenn es das Geſchick ſo mit ſich brachte, nicht in den Tod zu gehen. Herrſchte kein Krieg im eigenen Lande, ſo ſuchten gar manche der adligen jungen Leute auf eigne Fauſt fremde gerade Krieg führende Völker auf. Die Gründe hierfür ſind aus des Tacitus Angaben leicht erſichtlich: erſtens behagte der Friede den Germanen überhaupt nicht; ſodann konnten ſie durch das Beſtehen von Gefahren leichter Ruhm erwerben; endlich konnte man ein großes Gefolge nur durch Gewaltthat und Krieg erhalten.

29. Germ. 14—15.

Andauernder Friede behagte den Germanen nicht ſonderlich, und ſo begaben ſich denn oft Männer und Jünglinge, wenn der Stamm, dem ſie angehörten, in Frieden lebte, unter Führung eines Gefolgsherrn zu einem anderen Stamme, der gerade Krieg führte, um ſich durch Heldenthaten Ruhm und Beute zu erwerben, zwei Dinge, nach denen ſie im höchſten Maße begierig waren. Aber auch die Gefolgsherren brauchten unzweifelhaft den Krieg; denn wie hätten ſie, ſo frage ich, ohne einen ſolchen ein zahlreiches Gefolge unterhalten ſollen, da ja bekanntlich der Gefolgsmann von ſeinem Herrn ein Streitroß, Waffen und Lebensunterhalt verlangte? Wer ſollte ſich wundern, daß dies alles durch Krieg und Raub gewonnen wurde, wenn er bedenkt, daß es bei den Germanen allgemein als Schlaffheit und Feigheit ausgelegt wurde, falls man ſich dasjenige, was man durch Blut erwerben konnte, durch ſauren Schweiß zu verſchaffen ſuchte? Was nun die Raubzüge anbetrifft, ſo berichtet ſchon Cäſar, daß ſie, ſoweit ſie wenigſtens außerhalb der Grenzen des betreffenden Staates ſtattfanden, keinerlei Schande nach ſich zogen, ja daß die Germanen vielmehr ganz offen erklärten, ſie würden zur Übung der jungen Mannſchaft und Minderung der Schlaffheit ins Werk geſetzt. So leſen wir denn auch im 12. Buche der Annalen des Tacitus im 29. Kapitel von dem Suebenkönige Vannius, daß er volle dreißig Jahre lang ſich durch Plünderungen und Zölle bereichert habe. Dagegen war es den Fürſten der Germanen nicht geſtattet im eigenen Lande Steuern zu erheben; die einzigen Steuern, welche dieſe kannten, waren die Tribute unterworfener Völkerſchaften und der Zins

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Knechte. Demgemäß betrachtet auch Tacitus im 43. Kapitel unſerer Schrift den Umſtand, daß die Cotinen ſich Steuern gefallen ließen, als einen Beweis ihrer nichtgermaniſchen Herkunft.

30. Germ. 15.

Cäſar berichtet im 21. Kapitel ſeines 6. Buches vom galliſchen Kriege von den Germanen überhaupt, ihr ganzes Leben gehe in Jagden und kriegeriſchen Beſchäftigungen auf; ingleichen ſagt er im 1. Kapitel des 4. Buches von den Sueben insbeſondere, daß ſie viel auf der Jagd ſeien. Mit dieſen Angaben eines Gewährsmannes erſten Ranges ſcheint es nun in unverſöhnlichem Widerſpruche zu ſtehen, wenn Tacitus bemerkt, die Germanen verbrächten, ſo oft ſie nicht in den Krieg zögen, nicht viel Zeit auf der Jagd, ſondern mehr in träger Ruhe. Aber bei Lichte beſehen findet gar kein Widerſpruch zwiſchen beiden Schriftſtellern ſtatt; Tacitus will nur ſagen, daß die Zeit, welche die Germanen auf die Jagd verwendeten, nicht groß ſei im Verhältnis zu der, die ſie in Muße hinbrächten; dabei iſt denn auch noch zu bedenken, daß die Jagd natürlich nicht in allen Jahreszeiten gleichmäßig ausgeübt werden konnte. Es iſt auch nicht wohl anders denkbar, als daß die Germanen ihre ungeheuren Wälder, die außer dem gewöhnlichen Wildbret Bären, Wölfe, Auerochſen, Elentiere, Wildſchweine und Raubvögel in großer Anzahl bargen, ausbeuteten. Das beweiſt ſchon ihre Tracht, ſowie der Umſtand, daß friſches Wildbret von Tacitus ſo gut wie von Cäſar unter ihren gewöhnlichen Speiſen aufgeführt wird. Das Weidwerk war eine edle, heldenmäßige Kunſt und Beſchäftigung, wie die Heldenſage, die von Jagdabenteuern vielfach zu erzählen weiß, nicht minder beſtätigt als viele geſchichtlich beglaubigte Zeugniſſe. Um anderes zu übergehen, möge es genügen hier an eine Stelle des Nibelungenliedes zu erinnern, wo es von den Helden heißt: „Mit ir scharpfen gêren si wolden jagen swîn, beren unde wisende; waz mohte küeners gesîn?“ In der That konnten durch die Jagd auf ſolche Tiere, die man mit Fug eine Art von Krieg hätte nennen können, die Kräfte nur geſtählt, der Mut nur gemehrt werden.

31. Germ. 38—39.

Faſt das ganze öſtliche Deutſchland zwiſchen Elbe und Weichſel, Oſtſee und Donau hatten zu Tacitus' Zeiten die Sueben inne. Obgleich dieſe denſelben Namen führten, bildeten ſie doch nicht einen einheitlichen Völkerſtamm, ſondern waren noch in verſchiedene Völkerſchaften geſondert. Eine Eigentümlichkeit der Sueben war es zunächſt, daß alle Freien bei ihnen das Haar zurückſtrichen und oben auf dem Scheitel in einen Knoten wanden, was bei den anderen Germanen entweder überhaupt nicht oder wenigſtens nur in der Jugendzeit vorkam. Im übrigen fügt Tacitus ausdrücklich hinzu, ſie thäten dies nicht, um zu lieben oder geliebt zu werden, ſondern um, wenn ſie in den Krieg zögen, größer zu erſcheinen und den Feinden Schrecken einzuflößen. Sodann verehrten alle Sueben gewiſſe Gottheiten. So hören wir, es habe ein uralter heiliger Hain in ihrem Lande gelegen, und alljährlich zu beſtimmter Zeit hätten die Staaten derſelben Geſandte dorthin geſchickt. Wenn nun Tacitus berichtet, man habe durch Opferung eines Menſchen von Staats wegen den allwaltenden Gott zu verſöhnen geſucht, ſo wird dies wohl ein Kriegsgefangener, Verbrecher oder Sklave geweſen ſein. Im übrigen haben wir keinen Grund gerade aus dieſem Umſtande auf ein beſonders hohes Alter der Feier zu ſchließen, da Menſchenopfer in allen Kulten üblich waren. Jedenfalls aber kann man aus dem Berichte des Tacitus entnehmen, daß man den Hain für den Sitz des Stammvaters aller ſuebiſchen Völkerſchaften hielt. Welche Verehrung man dieſem widmete, geht unter anderem aus dem Umſtande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hervor, daß man den Hain nur gefeſſelt betrat, um auf dieſe Weiſe augenfällig zu bekunden, wie ſehr man ſich dem Gotte untergeordnet fühlte. Daß aber die Semnonen, in deren Gebiete der Hain lag, ſich für die älteſten und vornehmſten unter den Sueben und für die erſten Nachkommen des Gottes hielten, iſt leicht erklärlich. Wenn ſich uns ſchließlich die Frage aufdrängt, wer wohl der betreffende Gott geweſen ſein möge, ſo kann man aus manchen Gründen faſt mit Sicherheit ſchließen, daß es der Kriegsgott Tiu war.

32. Germ. 40.

Zu dem großen Völkerſtamme der Sueben gehörte eine Anzahl von Völkerſchaften an der Mündung der Elbe und in den benachbarten Landſchaften. Bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit wurden ſie doch inſofern durch ein gemeinſames Band zuſammengehalten, als ſie insgeſamt die Göttin Nerthus, das will beſagen die Mutter Erde, verehrten; glaubten ſie doch, daß dieſe von Zeit zu Zeit ihr Land beſuche, um Einſicht in ihr Thun und Treiben zu gewinnen. Nun lag auf einer der dortigen Inſeln ein heiliger Hain, und in demſelben ſtand ein der Gottheit geweihter, mit einem weißen Laken bedeckter Wagen, der nur von der Hand des Prieſters berührt werden durfte. So oft dieſer aus gewiſſen Zeichen ſchließen zu dürfen glaubte, daß die Göttin in dem geweihten Raume anweſend ſei, ſo betrat er dieſen mit frommer Scheu, ſpannte ein Paar Kühe vor den Wagen und geleitete ihn, indem er annahm, daß die Göttin darauf ſitze, auf der Fahrt durch die Inſel. Während nun ſonſt die Germanen ſo kriegeriſchen Sinnes waren, daß ſie gewiſſermaßen in ewigem Kriegszuſtande lebten, legten ſie während dieſer feſtlichen Tage die Waffen ab, und es herrſchte Ruhe im Innern und Friede nach außen. War der Wagen in den heiligen Bezirk zurückgeführt, ſo erheiſchte es die Sitte, daß er in einem heiligen, von dichtem Gehölz umgebenen See abgewaſchen wurde. Offenbar glaubte das Volk, daß die Göttin wirklich im Wagen erſcheine, und daß ſie, wenn man ihn und die Hüllen im See reinigte, ſich gleichfalls bade. Wenn nun Tacitus hinzufügt, daß die Sklaven, die beim Herumfahren des Götterbildes zu thun gehabt hatten, in dem See ertränkt wurden, ſo ergiebt ſich daraus, daß er im 9. Kapitel den Gebrauch der Menſchenopfer bei den Germanen mit Unrecht auf den Kultus des höchſten Gottes beſchränkt hat. Im übrigen findet ſich die Sitte der Menſchenopfer zur Sühne der zürnenden Gottheit bei allen Völkern, insbeſondere auch bei den Griechen und Römern ſelbſt noch in hiſtoriſchen Zeiten. So ließ nach dem Zeugnis des Plutarch Themiſtokles vor der Schlacht bei Salamis drei Perſonen opfern, und die Römer huldigten der Sitte noch im zweiten puniſchen Kriege. Selbſt bei dem Begräbnis des chriſtlichen Weſtgotenkönigs Alarich wurden bekanntlich die Gefangenen, die den Fluß Buſento abgeleitet hatten, um ihm das Grab zu graben, nach dem Leichenbegängnis getötet.

33. Dial. de orat. 1.

In ſeinem bekannten Geſpräche von den Rednern behandelt Tacitus die Frage, wie es gekommen ſei, daß im Vergleich zu den früheren Jahrhunderten ſein eignes Zeitalter ſo arm an begabten und berühmten Rednern ſei, daß es kaum noch an der Bezeichnung Redner feſthalte. „Es iſt auffallend“, könnte hier jemand ſagen, „daß der berühmte Geſchichtſchreiber in einem Alter von etwa 27 Jahren, wenn anders er die genannte Schrift im Jahre 81 unter Kaiſer Titus verfaßt hat, ſich für befähigt hielt die Bürde einer ſo ſchwierigen Unterſuchung auf ſich zu nehmen.“ In der That würde Tacitus ſich unzweifelhaft deſſen nicht unterfangen haben, wenn er ſeine eigene Meinung hätte vorbringen müſſen und nicht vielmehr das Geſpräch der für jene Zeit redegewandteſten Leute hätte wiedergeben können, deren eingehender Erörterung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der angezogenen Frage er im Jahre 75 als noch recht junger Mann mit beigewohnt hatte. Warum hätte er demgemäß Bedenken tragen ſollen die feinſinnigen Gedanken und gewichtigen Worte der vortrefflichſten Männer ſchriftlich aufzuzeichnen, eine Aufgabe, zu deren Bewältigung er nicht ſowohl des Scharfſinns als des Gedächtniſſes und lebhafter Erinnerung bedurfte? Indem er dies that, folgte er dem Beiſpiele Ciceros, der ebenfalls in ſeinen bekannten drei Büchern vom Redner ein Geſpräch der für ihre Zeit namhafteſten Staatsmänner und Redner über die Beſchäftigung mit der Beredſamkeit wiedergiebt, ein Geſpräch, dem er freilich perſönlich nicht beigewohnt hatte. Auch die Schreibart des Dialogus iſt nach dem Muſter des Ciceronianiſchen Stiles geſtaltet, eine Thatſache, die im Einklange ſteht mit dem Umſtande, daß die Mehrzahl der in demſelben redend eingeführten Perſonen die Anſicht teilt, daß Cicero und ſeine Zeitgenoſſen wie in der Beredſamkeit überhaupt, ſo auch im Stil der Nachahmung Würdigeres geleiſtet haben als die Späteren. In wie hohem Grade Tacitus mit des großen Redners Schriften vertraut war, geht ſowohl aus der eingehenden Beſprechung hervor, welcher die Beredſamkeit des Cicero im allgemeinen und einzelne Reden insbeſondere unterworfen werden, als auch aus der Menge der Citate, die beſonders den rhetoriſchen Schriften entnommen ſind. Trotzdem im übrigen unleugbar der Stil des Dialogus weſentlich von dem abweicht, den Tacitus ſpäter für ſeine hiſtoriſchen Schriften ſich gebildet hat, glauben wir doch keinen Grund zu haben der Anſicht einer Anzahl von Gelehrten beizupflichten, daß ihm dieſe Schrift abzuſprechen ſei.

34. Dial. 2.

Es dürfte jedem aufmerkſamen Leſer des Tacitus wohlbekannt ſein, daß der berühmte Geſchichtſchreiber in ſeinem ſogenannten Geſpräche von den Rednern den Inhalt eines im Jahre 75 n. Chr. unter der Regierung des Kaiſers Veſpaſian abgehaltenen Geſpräches wiedergiebt. Und zwar wird dieſes in dem Hauſe des Curiatius Maternus abgehalten und nimmt ſeinen Ausgang von der Tragödie Cato, die derſelbe, wie wir erfahren, tags zuvor öffentlich vorgeleſen hatte. In dieſem Stück hatte er, um mit Horaz zu reden, den adelnden Tod des Cato, dieſes ſtarren Vorkämpfers der republikaniſchen Freiheit, verherrlicht. Hierdurch ſollte er in den leitenden Kreiſen den entſchiedenſten Anſtoß erregt haben, indem man ihm ſchuld gebe, er habe bei der Behandlung dieſes Stoffes ſeines eigenen Ichs gänzlich vergeſſen und ſich ausſchließlich auf den Standpunkt des Cato geſtellt. Tags darauf kamen, durch das Stadtgeſpräch über dieſen Vorfall bewogen, zum Maternus deſſen vertrauteſte Freunde, M. Aper und Julius Secundus, damals nach allgemeinem Urteile die namhafteſten Kapacitäten des Forums, denen ſich gerade damals Tacitus behufs ſeiner Ausbildung in der Beredſamkeit anſchloß. Bei ihrem Eintritt in das Gemach des Maternus fanden ſie dieſen daſitzend, mit eben jener Schrift, die er tags zuvor öffentlich vorgeleſen hatte, in der Hand. Da ermahnte Secundus denſelben, daß er die Tragödie einer ſorgfältigen Überarbeitung unterzöge und unter Ausmerzung der Stellen, welche etwa zu einer ſchiefen Auslegung Anlaß gegeben hätten, den Cato in wenn nicht verbeſſerter, ſo doch unverfänglicherer Geſtalt herausgäbe. Ja Aper ging ſogar ſoweit, daß er den Maternus aufforderte der Dichtkunſt Valet zu ſagen und ſich dem rednerischen Berufe wieder ausſchließlich zuzuwenden; denn es ſei nicht auszuhalten, daß jemand, der für die allein manneswürdige Kunſt der Rede wie geſchaffen ſei, ſeine ganze Zeit mit Verſemachen hinbringe. Da nun Maternus die Verteidigung der Dichtkunſt übernahm, ſo entwickelte ſich ein Geſpräch, in deſſen Verlauf Meſſalla im Gegenſatz zu Aper darlegte, daß die römiſche Beredſamkeit ſeit den Zeiten Ciceros

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Niedergange begriffen ſei. Im übrigen hat der Dichter im Vertrauen auf die Harmloſigkeit ſeiner Geſinnung ſich ſpäter keineswegs geſcheut die Tragödie unverändert herauszugeben, nicht etwa, weil er die verfänglichen Äußerungen ſeines Cato in ſein Herz geſchloſſen gehabt hätte, ſondern weil er wußte, was er ſich ſchuldig war.

35. Dial. 7—10.

„Was das Anſehen und die Ehre der Redekunſt betrifft," läßt Tacitus den Aper ſagen, „ſo frage ich, ob etwa eine andere Kunſt ſich in dieſer Beziehung ihr an die Seite ſtellen läßt. Denn ganz davon abgeſehen, daß die Redner ſich in der Hauptſtadt ſelbſt bei vornehm und gering eines ſolchen Anſehens zu erfreuen haben, daß ſie die erſten ſind, deren Namen die Eltern ihren Kindern beibringen, ſo kommt kein Fremdling nach Rom, den nicht das Verlangen erfüllte ſie zu ſehen. Um mich auf Beiſpiele aus unſerer Zeit zu beziehen, ſo weiß doch wohl ein jeder, daß Eprius Marcellus und Vibius Crispus an den äußerſten Grenzen der Kulturwelt ebenſo bekannt ſind als in ihren Geburtsſtädten Capua und Vercellä. Ihr Beiſpiel iſt für den Erweis des Nutzens der Beredſamkeit um ſo ſchlagender, als ſie, in unſcheinbaren Verhältniſſen geboren und anfangs mittellos, es allein der Beredſamkeit zu verdanken haben, daß ſie zu großem Reichtum und dem höchſten Einfluß gelangt ſind, ebenſo auch, daß ſie in der Gunſt eines ſo einſichtigen und urteilsfähigen Fürſten, wie Veſpaſian es iſt, alle ausſtechen. — Zu dem Dichter dagegen kommen, wenn er mit ſchwerer Mühe in einem ganzen geſchlagenen Jahre ein einziges Werk zuſtande gebracht hat, die Leute keineswegs freiwillig, im Gegenteil, er ſieht ſich gezwungen eine Rundreiſe in der Stadt zu machen, um welche zu finden, die geruhen bei der öffentlichen Vorleſung ſeines Werkes ſich einzufinden. Dazu kommt, daß er es ſich obendrein noch ein ſchönes Stück Geld muß koſten laſſen, um zu dieſem Behufe ein Haus zu pachten, einen Hörſaal einzurichten und Sitzgelegenheiten zu mieten. Durch das alles aber erreicht er unzweifelhaft nur ein leeres Beifallsgeſchrei und eine flüchtige Freude, aber nicht dauernden Ruhm, der doch nach dem eigenen Geſtändnis der Dichter das Ziel ihrer Bemühung iſt. Denn während von der Stadtbevölkerung nahezu ein jeder die namhaften Redner auch von Angeſicht kennt, fragt ſelbſt nach einem ſo bedeutenden Dichter, wie Salejus Baſſus es iſt, kaum der eine oder andere. Es iſt dies auch nicht ſonderlich zu verwundern; denn wie ſollten die Dichter bei der großen Menge leicht bekannt werden, da ſie ja, um ihrem Genius huldigen zu können, den Verkehr mit ihren Mitmenſchen meiden und, wie Horaz ſagt, ſich in die Einſamkeit des kühlen Hains zurückziehen müſſen."

36. Dial. 3, 20, 23.

Wie durch andere Vorzüge zeichnet ſich der Dialogus auch durch das feinſinnige Urteil aus, das über Litteratur und Kunſt gefällt wird. Von den griechiſchen Dichtern hatte, um mit Horaz in der 9. Ode des 4. Buches zu reden, auch in der Flavierzeit Homer noch den Hochſitz inne. Das Leſen und Erklären ſeiner Gedichte neben denen des Vergil bildete den Hauptgegenſtand des grammatiſchen Unterrichts. Von den griechiſchen Tragikern wurden vorwiegend Sophokles und Euripides geleſen, während Äſchylus von unſerem Schriftſteller nicht erwähnt wird. Was nun die lateiniſchen Dichter betrifft, ſo bewährte ſich auch hier der bekannte Satz, daß man infolge der menſchlichen Tadelſucht ſtets das Alte preiſt und das Gegenwärtige herabſetzt. Gab es doch Leute, denen ſelbſt ein C. Gracchus noch allzu gefeilt und modern dünkte, und die daher auf den Appius Claudius Cäcus und Menenius Agrippa zurückgingen, jedenfalls aber den Pacuvius und Accius nicht nur in ihren Tragödien, ſondern auch in ihren Reden nachbildeten, den Lucilius anſtatt des Horaz und den Lucrez

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anſtatt des Vergil laſen. Aber die große Mehrzahl der in ſolchen Dingen Urteilsfähigen war doch überzeugt, daß die römiſche Litteratur im Augufteiſchen Zeitalter ihre höchſte Blüte erreicht habe. Der populärſte Dichter, der Homer der Römer, war immer noch Vergil. An ſeinem Stil bildeten ſich die Schriftſteller und Redner; denn auch das gewöhnliche Publikum hatte ſich nunmehr daran gewöhnt blühende und ſchöne Darſtellung zu beanſpruchen, und man verlangte vom Redner auch dichteriſchen Schmuck. Neben Vergil wurde von den Epikern Lucan, der Verfaſſer der Pharſalia, geſchätzt. Unter den Lyrikern erklärt ein ſo berufener Kritiker, wie Quintilian es iſt, den Horaz für den einzig leſenswerten. Daß Tacitus denſelben genau gekannt und geſchätzt hat, geht aus dem Umſtande hervor, daß er wiederholt Stellen aus deſſen Gedichten beibringt, z. B. wenn er in dieſer Schrift dem Aper die Äußerung in den Mund legt, die Dichter müßten, wenn ſie anders etwas Beachtenswertes zuſtande bringen wollten, ſich in die Einſamkeit der Wälder und Haine zurückziehen; wenn er ferner im 19. Kapitel der Germania von den Germanen rühmt, daß bei ihnen gute Sitten größere Wirkſamkeit hätten als anderswo gute Geſetze, ſo hat er offenbar die bekannte Stelle aus der 24. Ode des 3. Buches im Auge. — Daß von den lateiniſchen Tragikern Pacuvius und Accius von den Altertümlern noch bewundert wurden, iſt bereits oben erwähnt worden. Der Schätzung weiterer Kreiſe aber erfreuten ſich die Neueren, ſo L. Varius, der Freund des Vergil und Horaz, deſſen Thyeſtes 29 n. Chr. bei den aktiſchen Spielen zuerſt aufgeführt und von dem Kaiſer mit einer Million Seſterzen belohnt worden war. Quintilian ſpricht ſein Urteil darüber dahin aus, daß das Stück jedem beliebigen griechiſchen an die Seite geſtellt werden könne, und bemerkt hinſichtlich der Medea des Ovid, die Tragödie ſcheine ihm zu zeigen, wieviel dieſer hätte leiſten können, wenn er es vorgezogen hätte ſeinem Talente zu gebieten, anſtatt ihm die Zügel ſchießen zu laſſen. Von den Tragikern der Flavierzeit wird Pomponius Secundus mit Anerkennung erwähnt. Curiatius Maternus endlich hatte ſich mit ſolchem Erfolge in der Dichtkunſt verſucht, daß er ſich ihr nunmehr ganz, unter Aufgebung ſeines rednerſchen Berufes, zu widmen beſchloß. Er entnahm ſeine Stoffe nicht nur der griechiſchen Götter- und Heldenſage, wie z. B. die Medea und den Thyeſtes, ſondern zog auch die römiſche Geſchichte in den Kreis ſeiner dichteriſchen Thätigkeit, wie dies ſein Domitius und Cato bezeugen.

37. Dial. 28—29.

Nach welcher Methode die Kinder in der beſten Zeit der Republik, nach welcher ſie anderſeits ausgangs des erſten nachchriſtlichen Jahrhunderts in Rom erzogen wurden, kann man aus den Äußerungen darüber, die Tacitus dem Meſſalla in den Mund gelegt hat, leicht erſehen. In der guten alten Zeit hielt es in erſter Linie die Hausfrau für ihre Pflicht das Haus zu wahren und ihre Kräfte den Kindern zu widmen. Daher leitete ſie nicht nur ihre Beſchäftigungen und Arbeiten, ſondern auch ihre Erholungen und Spiele mit ſo frommem Sinn und ſittlicher Würde, daß in ihrer Gegenwart die Kinder etwas Unſchönes weder zu ſagen noch zu thun wagten. Um andere zu übergehen, ſo weiß doch wohl ein jeder Kenner der römiſchen Geſchichte, daß Cornelia, die Mutter der Gracchen, Aurelia, des Cäſar, Atia, des Auguſtus Mutter, in dieſem Sinne für die Erziehung ihrer Söhne geſorgt haben. Bei einer ſo gearteten Zucht war keine Gefahr vorhanden, daß die Natur des einzelnen durch fehlerhafte Angewöhnungen auf falſche Bahnen gelenkt wurde, im Gegenteil widmeten ſich die Knaben von vornherein mit ganzer Seele den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, um ſich für das Kriegsweſen, die Rechtswiſſenſchaft oder die Beſchäftigung mit der Beredſamkeit zu ertüchtigen. Wir haben deshalb keinen Grund uns ſonderlich da-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rüber zu wundern, daß sie später, zu Männern gereift, in so großer Zahl sich geeignet erwiesen die höchsten Ehrenstellen im Staate zu bekleiden. — Wie wenig dem Ähnliches findet sich in der Kaiserzeit! Damals dünkte den Frauen in den höheren Kreisen Roms die Erziehung der Kinder in dem Maße eine Last zu sein, daß sie dieselben gleich nach ihrer Geburt irgend einer leichtfertigen griechischen Magd, welcher ein oder der andere Sklave, oft ein ganz nichtsnutziger und zu keiner ernsten Verrichtung geeigneter, beigegeben wurde, anvertrauten. Nun kümmerte sich von der ganzen Dienerschaft keiner sonderlich darum, was er in Gegenwart des jungen Herren sagte oder that. Was aber die Eltern betrifft, so gewöhnten sie die Kleinen, wenn sie dieselben dann und wann zu sich holen ließen, nicht etwa an Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, sondern sie hatten ihre Freude an deren Mutwillen und vorlautem Wesen. Daher war es natürlich, daß die Gemüter der Kinder von Unverschämtheit und Verachtung der eigenen und fremden Persönlichkeit erfüllt wurden. Dazu kam, daß die eigentümlichen lokalen Fehler der Weltstadt, der Enthusiasmus für die Schauspieler und der Fechter- und Rennsport, sie bald so ansteckten, daß für die schönen Künste und Wissenschaften gar wenig Zeit übrig blieb.

38.* Dial. 28.

Fragt man nach den Gründen des Niedergangs der römischen Beredsamkeit seit den Tagen Ciceros, so ist als der vornehmste wohl der Umstand anzusehen, daß dieselbe, da sie seit der Aufrichtung der Monarchie sich von der Behandlung der politischen Fragen ausgeschlossen sah, sich in die Schulsäle der Rhetoren und in die Gerichtsräume zurückgezogen hatte. Aber auch die Grundlagen der höheren Bildung lagen im argen, und daran trugen, wie allgemein bekannt war, Haus und Schule gleichermaßen schuld, soweit diese Faktoren für die allgemeinen sittlichen Zustände verantwortlich zu machen waren. Auch Quintilian führt die Mißerfolge des höheren Unterrichts größtenteils auf die Fahrlässigkeit der Eltern zurück, ohne übrigens die Mitschuld der Lehrer zu leugnen. Ein hervorragender Anteil nun an der Pflichtversäumnis der Familie fiel der Hausfrau zur Last. Schon Cicero sieht sich des öfteren veranlaßt im Vergleich zu den häuslichen Verhältnissen seiner Zeit die altrepublikanische Zucht und Sitte zu preisen, und namentlich seine Rede für den Cluentius beweist, daß Frauen von dem Schlage der Lucretia selten geworden waren. In der Flavierzeit gar werden vornehme Frauen, die sich persönlich mit der Kindererziehung befaßten, als Ausnahmen gepriesen. So Cornelia Hispulla, die den grammatischen Unterricht ihres Sohnes zu Hause selbst beaufsichtigt und sich bei Plinius wegen eines lateinischen Rhetors erkundigt. Dieser schlägt ihr einen ihm befreundeten Mann vor, fügt aber hinzu, derselbe sei ein wenig rauh und streng für diese Zeit der Ungebundenheit. Doch er werde den Zögling zuvörderst Sitte, alsdann Beredsamkeit lehren, die ohne Sitte zu lernen vom Übel sei.

39. Dial. 29.

Die meisten vornehmen Damen hatten in der Kaiserzeit für Hauswesen und Kinder nicht viel Zeit übrig; denn in demselben Grade, wie die Liebhaberei am Theater, Circus und an üppigen Gastmählern zunahm, verringerte sich die Sorgfalt für die Familie. Gewöhnlich wurden die Kinder gleich nach ihrer Geburt griechischen Wärterinnen und Pädagogen überlassen, von denen sie die fremde Sprache plappern, die Muttersprache aber oft mißhandeln lernten, ein Mißstand, gegen den Quintilian wiederholt eifert. Allerlei Märchen, den Römern von echtem Schrot und Korn so

*) 38—41 nach E. Wolff: „Des Tacitus Gespräch über die Redner übersetzt und erklärt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ſehr zuwider, waren vielleicht nicht das Bedenklichſte, was die Kleinen infolge ihres Zuſammenſeins mit den fremdbürtigen Dienſtboten in ihre Phantaſie aufnahmen. So von der Mutter vernachläſſigt oder gelegentlich mit Leckereien und Liebkoſungen verhätſchelt, wuchſen die Kinder heran. Da niemand im ganzen Hausſtande ſonderlich darauf achtete, was er in ihrer Gegenwart ſagte oder that, da nahezu alle ihr vorlautes Weſen mit Lachen begrüßten, anſtatt es ihnen zu verweiſen, ſo war die unausbleibliche Folge, daß die kleinen Herren ſchon ein beträchtliches Maß von Ungezogenheit zum Elementarlehrer mitbrachten, das ſich auch bei dem Sprachlehrer ſpäter keineswegs verminderte. „Man meint," ſagt Quintilian, „in der Schule würden die Sitten verdorben; indeſſen ſchlingelhaftes Betragen nehmen unſere Kinder nicht in der Schule an, ſondern bringen es dorthin mit." Sogar die Unterhaltungen der Erwachſenen über Theater, Fechten, Pferde und Hunde importierten die Knaben in die Schule, und ſchließlich gab es auch manche Lehrer, die es nicht für unter ihrer Würde erachteten über derartige Dinge mit ihren Schülern Geſpräche zu pflegen.

40. Dial. 35.

Nach der größtenteils von Griechen geleiteten grammatiſchen Unterweiſung wählte man in der Kaiſerzeit für die den höheren Kreiſen angehörenden Jünglinge eine der Rhetorenſchulen aus, deren es in Rom unter Veſpaſian bereits zwanzig gab; denn noch immer galt die Rhetorik als die Krönung aller echtrömiſchen Erziehung und Bildung, als die wahre Probe geiſtiger Spannkraft. Daher bildeten die Rhetorenſchulen die höchſte Stufe des Jugendunterrichts, die man abſolviert haben mußte, wenn man anders zu den höheren Stellen gelangen wollte. Die erſten Übungen bei den Rhetoren beſtanden im Studium der römiſchen Proſaiſten, beſonders des Cicero und Livius, dann des Salluſt, und ſpäter in ſchriftlichen Ausarbeitungen über Themata, die man dem Mythus oder der Geſchichte entnahm. Dann kamen die Übungsreden an die Reihe, anfangs die ſogenannten Suaſoriä, indem Gründe für und gegen Entſchlüſſe erwogen wurden. So mußten die Schüler z. B. ſich in die Seele des Agamemnon verſetzen, der erwägt, ob er die Iphigenia opfern ſoll oder nicht; oder ſie hatten mit Cicero zu überlegen, ob er ſeine Schriften verbrennen ſolle, für welchen Fall ihm Antonius Schonung verſprochen hatte. Dieſe Stufe des Unterrichts war vorzugsweiſe auf Anregung und Stärkung der Phantaſie angelegt, aber leichtlich konnte es auch dahin kommen, daß deren Überſpannung das Ergebnis war. Für ſchwieriger als die Suaſoriä galten die entweder ganz erdichteten oder an irgendwelche geſchichtlichen Ereigniſſe angeknüpften Streitfragen, in denen die Schüler die Rolle der Ankläger und Verteidiger übernahmen. So wurde z. B. über die Belohnung von Tyrannenmördern, über Mittel gegen die Peſt und ähnliche Dinge in den Schulen gar häufig verhandelt, während doch dieſe Fragen für das Forum garnicht in Betracht kamen. Mochten nun auch die jungen Leute über ſolche grundverkehrte, der Wirklichkeit meiſt völlig widerſprechende Stoffe mit noch ſo großem Wortſchwall ſich zu ergehen gelernt haben, ſo war es doch natürlich, daß, wenn ſie endlich vor wirkliche Richter kamen, ſie ſich gewiſſermaßen in eine andere Welt verſetzt glaubten.

41. Dial. 34.

Der Übergang von den Schulreden zu der forenſiſchen Thätigkeit wurde in Rom in der Kaiſerzeit wie in der Republik von den jungen Leuten in der Art gemacht, daß ſie ſich, wie es Tacitus im erſten Kapitel des Dialogus von ſeiner Perſon erzählt, an hervorragende Redner, Politiker und Juriſten anſchloſſen und von ihnen in die Praxis einführen ließen. Das war eine alte Sitte, welche die beſte Gelegenheit bot manche Schüleruntugend abzuſtreifen, vornehmlich Selbſtüberhebung und die Meinung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ſehr zuwider, waren vie s die Kleinen infolge ihres
Zuſammenſeins mit den Phantaſie aufnahmen. So
von der Mutter vernac kereien und Liebkoſungen
verhätſchelt, wuchſen di nzen Hausſtande ſonderlich
darauf achtete, was er at, da nahezu alle ihr vor-
lautes Weſen mit Lache rweiſen, ſo war die unaus-
bleibliche Folge, daß die liches Maß von Ungezogen-
heit zum Elementarleh dem Sprachlehrer ſpäter
keineswegs verminderte in der Schule würden die
Sitten verdorben; inde en unſere Kinder nicht in
der Schule an, ſondern lie Unterhaltungen der Er-
wachſenen über Theate ortierten die Knaben in die
Schule, und ſchließlich g nicht für unter ihrer Würde
erachteten über derartig äche zu pflegen.

Nach der größt ammatiſchen Unterweiſung
wählte man in der Kai n angehörenden Jünglinge
eine der Rhetorenſchule aſian bereits zwanzig gab;
denn noch immer galt r echtrömiſchen Erziehung
und Bildung, als die wa her bildeten die Rhetoren-
ſchulen die höchſte Stuf ſolviert haben mußte, wenn
man anders zu den hö e erſten Übungen bei den
Rhetoren beſtanden im beſonders des Cicero und
Livius, dann des Sallu rbeitungen über Themata,
die man dem Mythus o n kamen die Übungsreden
an die Reihe, anfangs c ründe für und gegen Ent-
ſchlüſſe erwogen wurde ich in die Seele des Aga-
memnon verſetzen, der ſoll oder nicht; oder ſie
hatten mit Cicero zu üb brennen ſolle, für welchen
Fall ihm Antonius Scho e des Unterrichts war vor-
zugsweiſe auf Anregung egt, aber leichtlich konnte
es auch dahin kommen, bnis war. Für ſchwieriger
als die Suaſoriä galten d an irgendwelche geſchicht-
lichen Ereigniſſe angekn Schüler die Rolle der An-
kläger und Verteidiger die Belohnung von Tyran-
nenmördern, über Mittel in den Schulen gar häufig
verhandelt, während do rnicht in Betracht kamen.
Mochten nun auch die erkehrte, der Wirklichkeit
meiſt völlig widerſpreche ortſchwall ſich zu ergehen
gelernt haben, ſo war es llich vor wirkliche Richter
kamen, ſie ſich gewiſſer t glaubten.

Der Übergang v ſchen Thätigkeit wurde in
Rom in der Kaiſerzeit wi Leuten in der Art gemacht,
daß ſie ſich, wie es Tac von ſeiner Perſon erzählt,
an hervorragende Redne en und von ihnen in die
Praxis einführen ließen. die beſte Gelegenheit bot
manche Schüleruntugend erhebung und die Meinung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von der eigenen Vollkommenheit, die durch den unbegründeten Beifall der urteilslofen Kommilitonen bei den Redeübungen genährt worden war. Leider machten nicht alle von diefem Zuchtmittel Gebrauch, und es traten deshalb namentlich bei den jüngeren Rechtsgelehrten Eigenfchaften hervor, die den bitteren Tadel der Zeitgenoffen erfuhren. Unter anderen klagt Plinius in einigen feiner Briefe lebhaft über das Eindringen unwürdiger Elemente in den Juriftenftand. Eine Stelle ift fo geeignet zur Illuftration der im Dialogus berührten Verhältniffe, daß ich fie hier anführen möchte. „Du haft richtig geraten. Die Centumviralfachen nehmen mich ftark in Anfpruch und find mir mehr zur Laft als zur Luft. Sind fie doch meift gering und armfelig; nur felten tritt ein Handel durch die Berühmtheit der Perfon oder die Bedeutung der Sache hervor. Dabei find nur wenige Redner, mit denen man gern zu thun hat. Die Mehrzahl befteht aus ebenfo anmaßenden wie unbedeutenden jungen Leuten, die von der Schule herkommen und hier ihre dreiften Deklamationen fortfetzen, als hätten fie den Homer zu behandeln und nicht Centumviralfachen. Vor meiner Zeit, um nach Art der älteren Leute zu fprechen, konnten nicht einmal die vornehmften jungen Leute ankommen, wenn fie nicht von einem Konfular eingeführt wurden: folche Ehrwürdigkeit umgab den edelften Beruf. Heute find alle Schranken des Anftandes und der Scheu durchbrochen, allen fteht alles offen; fie laffen fich nicht einführen, fondern brechen ein. Und die Zuhörerfchaft ift den Advokaten ebenbürtig, ermietet und erkauft!“

42. Dial. 31, 33.

Wie Cicero im erften Buche feiner Schrift vom Redner den Craffus fo läßt Tacitus im Dialogus den Meffalla auseinanderfetzen, daß für den Redner im vollen Sinne des Worts natürliche Anlage und praktifche Übung nicht genüge, fondern daß er zunächft über eine allgemeine Bildung verfügen müffe. Und unleugbar kann fich eine Rede nur aus dem Grunde der fchönen Künfte und Wiffenfchaften in reichem und vollem Strome ergießen, während fie zu nichtigem Wortfchwall wird, wenn es dem Redner an Sachkenntnis und Fülle der Gedanken mangelt. Dazu kommt, daß, wenn man diefe Kenntniffe beim Reden auch nicht immer thatfächlich verwendet, doch nicht nur für die Gebildeten, fondern auch für die Laien unter den Zuhörern vollkommen klar zu Tage tritt, ob man ihrer bar oder darin bewandert ift. Zweitens aber ift dem Meffalla auch die Behauptung zuzugeben, daß für den Redner die Kenntnis der Philofophie, insbefondere der Pfychologie und Ethik, unumgänglich notwendig fei. Denn was zunächft jene Wiffenfchaft betrifft, fo weiß doch wohl ein jeder, daß die Hauptwirkfamkeit des Redners fich darin bekundet, daß er die Leute zum Schmerz, Zorn, Haß entflammt oder zur Milde und zum Mitleid umftimmt. Wenn er nun aber die menfchliche Natur und die Gründe der feelifchen Erregungen nicht voll erkannt hat, fo wird er feinen Zweck nie ganz erreichen können. Die Ethik ferner ift bekanntlich die Wiffenfchaft, in der über die Güter und Übel, über das Sittliche und Unfittliche, über das Gerechte und Ungerechte Erörterungen gepflogen werden. Nun fteht aber vor Gericht die Billigkeit, bei Beratungen der Nutzen, bei Lobreden die Sittlichkeit in Frage. Mithin kann auf diefen drei Gebieten nur derjenige inhaltsreich, feffelnd und fchmuckvoll reden, der zur Einficht in das Wefen der Tugenden und die Verkehrtheit der Lafter gekommen ift. In diefem Falle aber wird er gleich einem erfahrenen Arzte Fühlung mit feinen Hörern zu gewinnen, ihr Naturell zu beobachten und darnach fie zu behandeln verftehen. Kein Wunder daher, wenn die Gefchichte uns meldet, daß gerade die größten Redner des Altertums philofophifch gebildet waren. Denn von Demofthenes heißt es, er fei ein fleißiger Zuhörer des Plato gewefen; von Cicero aber wiffen wir, daß er unter der Leitung des Akademikers Philo und des Stoikers Diodotus alle Teile der Philofophie gründlich ftudiert hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

43. Dial. 36—39.

„Unzweifelhaft hat der römische Staat," so läßt Tacitus den Maternus sagen, „seit er an Parteiungen und bürgerlichen Zwistigkeiten zu leiden begann, eine weit großartigere Beredsamkeit hervorgebracht als in den früheren Zeiten. Ja, wir haben sogar Grund zu der Behauptung, daß damals niemand einen großen Einfluß erlangte, der nicht viel Mühe und Sorgfalt auf diese Studien verwendet hatte. Oder sollte etwa einer von Euch nicht wissen, daß selbst Männer wie Cn. Pompejus und M. Crassus nicht nur durch kriegerische Tüchtigkeit, sondern auch durch Talent und Redegabe sich hervorthaten? Wer dagegen nicht zu reden verstand, der mußte befürchten die Ehrenstellen entweder überhaupt nicht zu erlangen, oder wenigstens die erlangten schlecht zu verwalten. Dazu kam, daß damals die wichtigsten Prozesse, z. B. wegen Wahlumtriebe, Ausplünderung der Bundesgenossen, Bürgermord, der Beredsamkeit einen gewaltigen Stoff boten. Da so des Redners Gedanken sich nur mit Dingen von Bedeutung beschäftigten, so entbehrte auch sein Ausdruck nie des höheren Schwunges, machte nie den Eindruck des Gemeinen und Alltäglichen. Und das ist ganz natürlich; denn wenn einer einen hervorragenden Fall zur Vertretung übernommen hat, so muß sich mit der Bedeutung der Sache unbedingt auch seine geistige Leistungsfähigkeit steigern. Verhält es sich doch mit einem Redner insofern wohl geradeso wie mit einem edlen Rosse, als auch er einen Tummelplatz haben muß, auf dem er sich völlig frei bewegen kann, weil andernfalls seine Beredsamkeit entnervt und geschwächt wird. Wie mußte es ferner den Redner erregen und entflammen, wenn zu der gerichtlichen Verhandlung nicht allein hoch und niedrig aus der Stadt selbst, sondern auch ein großer Teil Italiens sich mit einem Eifer einfand, daß man sah, es interessiere sie der Urteilsspruch in hohem Maße. Wenn dagegen heutzutage die Centrumviralsachen, die leider in der rednerischen Praxis in erster Linie stehen, innerhalb der vier Wände abgewickelt werden, so gewinnt man geradezu den Eindruck, die Sache werde in der Einsamkeit erledigt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf